

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 2 (1918)
Heft: 4-5

Rubrik: Allerlei sprachliche Bemerkungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachgrenze und auch nicht die staatsrechtliche Stellung unserer Landessprachen, wohl aber das tatsächliche Stärkeverhältnis.

Endlich eröffnet der neue Zustand für die Zukunft merkwürdige Aussichten dadurch, daß wir einer Zeit entgegengehen, in der es vielleicht keine Weltsprache mehr geben wird. Wir hatten die lateinische Verständigungssprache etwa bis zum Jahr 1700, dann kam die französische auf. Sinkt diese zu einer gewöhnlichen Landessprache herab, so entsteht die Frage, ob wir künftig ohne zwischenstaatliche Verständigungssprache auskommen werden oder ob eine neue, eine natürliche oder eine künstliche, aufkommen werde, oder vielleicht zwei nebeneinander, die sich in die Welt teilen, etwa Englisch und Deutsch. Bl.

Allerlei Sprachliche Bemerkungen.

Sprachliche Bemerkungen zu R. v. Tavel, Die heilige Flamme.

Der durch seine berndeutschen Erzählungen bestens bekannte Schriftsteller hat dem Schweizervolk einen vaterländischen Roman „Die heilige Flamme“ auf den letzten Weihnachtstisch gelegt und darin eine bemerkenswerte Stiländerung eintreten lassen, über die er sich in der Vorrede äußert. Er schreibt diesmal hochdeutsch, um auch denjenigen entgegenzukommen, die das Lesen der Mundart zu mühsam finden, paßt sich aber der natürlichen Redeweise des Volkes an. Mit andern Worten: er schlägt bewußt den Weg ein, den Gotthelf mehr unbewußt ging. Tavel fühlt das Bedürfnis, einige dem Nicht-Berner vermutlich unbekannte oder mißverständliche Ausdrücke am Schlusse des Buches zu erläutern. Darunter befinden sich freilich manche, die jeder Gotthelfleser kennt, z. B. Gwunder, Krachen, Schachen, Möß, Sädel, neben allgemein schweizerischen wie Götti, Turben.

Die Äußerung des Verfassers beweist, daß auch vielen Schweizern das Lesen ihrer Mundart beschwerlich ist, daß also im allgemeinen das Hochdeutsche vorgezogen wird; denn da braucht man nicht zu buchstabieren, sondern kann gleich ganze Sätze überfliegen. In der Mundart sind wir nicht gewohnt, das Lautbild in das Schriftbild umzusetzen; auch hat sich hier keine feststehende Schreibung ausgebildet, sondern jeder schafft sich diese selbst, und zwar nicht immer in zweckmäßiger und folgerichtiger Weise. Man erkennt daraus — unbeschadet der besondern Vorzüge der mundartlichen Literatur — die große Wohltat einer Schriftsprache.

Ist nun eine Mischung, wie sie Tavel in der „heiligen Flamme“ anwendet, gerechtfertigt? Viele nehmen auch bei Gotthelf Anstoß daran und können ihn darum nicht genießen. Bis zu einem gewissen Grade finden wir ja bei den meisten schweizerischen Schriftstellern bewußte oder unbewußte Spuren der Mundart, sogar in der höchsten Kunstichtung bei Spitteler. Natürlich kommt es dabei sehr auf das Wo und Wie an. Bei Darstellung ländlicher Verhältnisse hat das Einmischen der Volkssprache mehr Berechtigung als bei Schilderung städtischer Kreise. Zwar bedienen sich ja in der deutschen Schweiz auch die Städter der Mundart, aber doch einer viel abgeblähteren: man hat nicht das Gefühl, daß sie ihre Gedanken nicht anders ausdrücken könnten, im Gegenteil; manchmal ist nur das äußere Lautgewand schweizerdeutsch, nicht aber der Kern der Sprache.

In Tavels Roman selbst kommen solche Abstufungen vor, wie er in seinen berndeutschen Erzählungen Ge-

bildete und Ungebildete, Bürger und Bauern, Meistersleute und Diensthofen durch mundartliche Schattierungen kennzeichnet.

Der Pfarrer Zingel und der Evangelist Friedli sprechen ganz hochdeutsch, der „Stündeler“ mit starker biblischer Färbung. Der Großrat Frits Tellenbach redet z. B. bei der Hochzeit seines Sohnes ganz gebildet, aber in der Aufregung, als er den vermeintlichen Verführer seines Sohnes sucht, kommt der ungeschminkte Bauer zum Vorschein (S. 290): „Jetzt muß er einmal herhalten, der Herrgottsdonner. Wenn er mir unter die Finger kommt, so zerschlag' ich ihm mygottseel den Stecken auf dem Grind z'hlyne Biglene“. Man sieht, je mehr er sich in den Zorn hineinredet, um so mehr wird die Mundart Meister, bis sie zuletzt rein hervortritt. Zuerst: „auf dem Grind“, während es rein bauernberndeutsch heißen müßte „uf'm Gring“, (wie anderwärts sich diese Form mit ng in demselben Roman auch findet, so S. 264 in der Rede des echten Bauern Schwander), nachher: „z'hlyne Biglene“.

Auch bei der Großrätin, die gelegentlich mit dem „Parisöli“ spazieren fährt, finden wir eine Abstufung je nach der Stimmung; im allgemeinen verrät sie aber doch die wahrhaftige Bäuerin; z. B. sagt sie zu ihrem Sohn in der Aufregung (S. 183): „Jetzt gehst fläthig (auf der Stelle) wieder hinauf und legst die Mundur an!“ Ihre neidische und schadenfrohe Schwägerin Marli si bewegt sich fast ausschließlich in mundartlichen Verbalen, z. B. (S. 265): „Jetzt aber soll sie luegen. — Ein Tätzli hat ihr gehört. Wenn sie ein wenig murbet, so kann's nichts schaden.“

Selbstverständlich finden sich die landschaftlichen Ausdrücke hauptsächlich im Gespräch; doch nicht selten kommen sie auch in der Erzählung vor. Hier haben wir es hauptsächlich mit einzelnen Wörtern zu tun, die nicht einmal immer erklärt werden, z. B. (S. 209) Schleiftrog (Radschuh), eine schattige „Sole“ (Sohlweg). Ebendort heißt es von der Blechpfurre (Kreisel): „Sie surret und schnurret und wirbelt und tanzt“ usw. Manchmal sehen wir dort auch in der Erzählung eine eigentliche Mischung wie im Gespräch; z. B. (S. 285): „Die Glocken von Sahnenberg hatten das erste Zeichen geläutet, und man machte sich hübscheli zwäg, um wieder einmal selbender z'Predig zu gehen.“

Es fällt auf, daß der eigentliche Grundstock doch immer hochdeutsch ist, z. B. „z'Predig“, aber „zu gehen“. So sagt z. B. Marli si (S. 316): „So hätten sie ihn auf den Maishubel z'murbe getan“. Es wird also gerade nur der eigentliche mundartliche Ausdruck berndeutsch geschrieben, bisweilen ganz bäurisch, z. B. (S. 271) „en-angerenah“.

So erklärt sich wohl auch, daß in demselben Satz das n steht und fehlt, z. B. (S. 208): „Meinethalb könnte der d'Bei obig strecke“ und weiter unten: „wenn wir unserm Bub eins von den Horberlene z'war me t ä t e n (warm hielten). Tavel scheut sich auch nicht, wie Gotthelf berndeutsche Zeitwörter in die Mitvergangenheit zu setzen, z. B. (S. 182) fegnestete, (S. 184) kolderte, (S. 208) borzete.

Nicht zu billigen sind in einem berndeutschen Wort rein schriftdeutsche Ableitungsilben und Vokale, z. B. (S. 185) Reitwägelchen (Wagen zum Fahren), während sonst das schweizerische -li so gerne gebraucht wird z. B. Fraueli, Chacheli.

Man hat R. v. Tavel nicht ohne Grund vorgeworfen, daß er in seine berndeutschen Erzählungen Schilderungen einflechte, die eigentlich hochdeutsch empfunden seien und

wie aus der Schriftsprache überseht klingen. Dieser Gefahr ist er in der „heiligen Flamme“ entgangen, da er sich hier nach Bedürfnis der höhern Sprechweise bedienen konnte, wie sie der Gegenstand mit sich brachte. Eine Mischsprache ist allerdings auch wieder da, aber eine weniger störende; die Schriftsprache verträgt eher mundartliche Bestandteile als umgekehrt, da sie doch verschiedene Dialekte in sich vereinigt. Die Mundart selbst aber hat ihren Reiz in der Reinheit von jeder Papiersprache und verliert ohne diese Eigenschaft alle Berechtigung in der Schrift. Eine Mischsprache wie die Gotthelfs und Tavels in der „heiligen Flamme“ ist zwar nicht ein Muster des Geschmacks, aber sie weist so viel Wertvolles auf, daß wir uns an ihrer Eigenart erfreuen können.

H. St.

Das Plenum. Vor einiger Zeit brachten unsere Zeitungen einen Drahtbericht der Schweizerischen Telegraphen-Information aus Berlin, worin vom Reichstag und seinen Ausschüssen die Rede war. Da kam denn auch der Ausdruck vor „Das Plenum der Vollversammlung“. Bekanntlich heißt aber Plenum auch nichts anderes als die Vollversammlung. Hier liegt also einer jener Fälle vor wie: der heilige Sanct Florian, die vitalen Lebensinteressen, die Salzsäure, patriotische Vaterlandsliebe, charitative Liebeswerke usw. Man braucht ein Fremdwort und verbindet es mit seiner eigenen Uebersetzung, sagt also zweimal dasselbe und macht sich in den Augen der Wissenden lächerlich. Die Entstehung dieser Schnitzer ist aber sehr begreiflich: wir haben kein fremdes Sprachgefühl, der Sinn der Fremdwörter lebt nicht in uns, und dadurch entsteht von selbst das Bedürfnis, das Gesagte in lebendiger, d. h. deutscher Form zu wiederholen.

Bl.

Einen Autoren. Wenn man kein deutsches Wort für **U t o r** setzen will, wiewohl es deren ganz zutreffende gibt, z. B. Verfasser, Urheber, so ist anzuraten, das Fremdwort wenigstens richtig abzuwandeln. Die lateinischen Wörter auf **o r** gehen in der Einzahl nach der starken, in der Mehrzahl nach der schwachen Deklination mit Verlegung des Tons auf die vorletzte Silbe nach dem Vorbilde des Lateinischen, z. B.: der **Doktor**, des **Doktors**, dem **Doktor**, die **Doktoren**, usw. Demnach ist auch zu betonen und abzuwandeln: der **Motor**, des **Motors**, die **Motoren** (nicht: der **Motor**, die **Motore**).

H. St.

Kriegsdeutsch. Der Verfasser der Plauderei über „sprachliche Erwerbungen während der Kriegszeit“ fordert weitere Beiträge zu diesem Gegenstand. Wir möchten die Anregung lebhaft unterstützen. Für heute ein unerfreuliches und ein erfreuliches Beispiel.

Es ist nicht nur schwer, die Hände zu finden für die nötigen **B o d e n v e r b e s s e r u n g e n**, auch die Zungen wollen sich nicht recht gewöhnen an diese „Melationen“, „Melarationen“ oder wie die Arbeiten heißen. Hier ist ein früher schon einigermaßen bekanntes Fremdwort völlig überflüssigerweise in die weitesten Kreise getragen worden. Es sagt unserem Volke auch nichts, die Bedeutung muß erraten und gedächtnismäßig behalten werden. Es ist auch schwer auszusprechen und eigentlich gar nicht kürzer, auch nicht, wenn man beifügt „Boden-“, denn die unbetonten deutschen Silben nehmen nicht mehr Zeit in Anspruch als die lateinischen Selbstlauter. In den meisten Fällen wird auch aus dem Zusammenhang bekannt sein, daß es sich um Boden- und nicht um Sitten-Verbesserungen handelt (Melioration heißt eigentlich auch nur Verbesserung), es wird also meistens genügen, von Verbesserungen zu sprechen; bei Ent-

wässerung, Trockenlegung weiß man dann auch grad, worum es sich handelt. Auch gibt es ein Zeitwort verbessern, während sich meliorieren (oder heißt es meliorationieren?) nicht recht einbürgern will; dafür „werden Meliorationsarbeiten ausgeführt“, wenn der Boden verbessert wird. Wir haben der Rationierungen genug, wir können die Melio-Rationen entbehren.

Dagegen ist sehr erfreulich, daß die Brot- und Fettmarken an einem **S t a m m e** befestigt sind (der bekanntlich wieder abgegeben werden muß) und nicht, was fast zu fürchten war, an einem **T a l o n**. Dieser neue Gebrauch des deutschen Wortes war vorher in den weitesten Kreisen unbekannt, während sich der Talon in Bürokratenkreisen schon ziemlicher Beliebtheit erfreute und letztes Jahr im St. Galler Tagblatt ein gebildeter Mann bekennen mußte, er hätte ohne eines Hausgenossen Fremdwörterbuch (ein gewöhnlicher Dictionnaire genügt da nicht!) die Aufforderung seines Gaswerkes, den „dritten Talon“ eines Fragebogens abzutrennen, nicht verstanden. Wie rasch und kräftig ist dieser neue Stamm in unsern Sprachgarten hineingewachsen.

Verein für deutsche Sprache in Bern.

(Ortsgruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins.)

Verein für deutsche Sprache in Bern. Am 14. März hielt Herr Prof. Dr. O. v. G r e g e r z auf Einladung des Staatsbürgerlichen Unterrichtskurses und des Vereins für deutsche Sprache einen Vortrag über „Sprachliche Pflichten des Schweizerbürgers“. Der große Saal des Bürgerhauses war gedrängt voll, und die zahlreiche Versammlung belohnte die trefflichen Ausführungen des Redners, der unverfälschtes Berndeutsch sprach, mit reichem Beifall. Auch die Sprache, erklärte er, legt uns Pflichten auf, denn sie gehört zu den Volksitten. Erstes Erfordernis ist Verständlichkeit; aber auch Anstand ist nötig, wenn wir uns nicht vom Verkehr ausschließen wollen.

Die Aufgabe des Schweizlers ist besonders schwierig; denn wir haben drei Nationalsprachen. Wenn wir auch fremde Sprachen erlernen sollen, so müssen wir doch vor allem unsere Muttersprache hochhalten. Aber welche ist dies? Das Hochdeutsche oder die Mundart? Wir müssen beide pflegen. Der Dialekt ist uns vielfach hinderlich, aber er ist eine der besten Stützen des demokratischen Gedankens, da er in der Schweiz von hoch und niedrig gesprochen wird. Die Schriftsprache, die uns mit dem Weltverkehr und der Weltliteratur verbindet, müssen wir uns aneignen und zwar womöglich durch das Ohr, und darum jede Gelegenheit benutzen, wo wir gutes Deutsch hören können. Der Redner weist dann auf die Schwierigkeiten der deutschen Sprache hin, z. B. die Regellosigkeit, die aber auch den Vorzug größerer Freiheit und des Wettstreits der Mundarten gewährt. Ein schwacher Punkt sind die Fremdwörter, die im Deutschen besonders auffallen. Der Vortragende bekämpft auch andere Fehler, wie die Uebertreibung, die Abstraktion, d. h. die Entkleidung von der sinnlichen Vorstellung, ferner die schwerfälligen Vorwörter des Amtsstils, die kriechende Höflichkeit, die sich oft im Kaufmannsstil breitmacht.

Im Anschluß an den Vortrag machte Herr Prof. V e t t e r auf unsere Pflichten gegen anderssprechende Landesgenossen aufmerksam und verlangte für den Umgang mit diesen, wie auch für das öffentliche Leben und die Wissenschaft den Gebrauch der Schriftsprache. Zur